

Eine Beschädigung des jüdisch-christlichen Dialogs?

Im Sturmzentrum

Ein Artikel des emeritierten Papstes Benedikt XVI. über das Verhältnis von Judentum und Christentum schlägt hohe Wellen. VON THOMAS SÖDING

Die Erneuerung des jüdisch-christlichen Verhältnisses ist die große Aufgabe einer ganzen Generation. Ausgerechnet in Deutschland hatten jüdische Theologen wie *Franz Rosenzweig*, *Martin Buber* und *Leo Baeck* lange vor 1933 die Initiative ergriffen, um nach jüdisch-christlichen Gemeinsamkeiten zu suchen. Sie haben auch in der akademischen und kirchlichen Öffentlichkeit durchaus profilierte Gesprächspartner gefunden. Aber erst nach Auschwitz hat sich im Christentum eine Theologie des Judentums zu entwickeln begonnen, die es vor Auschwitz immer schon hätte geben sollen – die nun aber der Gottesfinsternis der Shoa nicht ausweichen kann.

Freilich fragt sich, ob das Wort „Erneuerung“ nicht ein Euphemismus ist. Leider Gottes ist wilder Antijudaismus schon bei einigen Kirchenvätern zu beklagen. Durch die Kirchengeschichte zieht sich eine Spur der Verwüstung jüdischer Kultur. *Arnold Angenendt* (Toleranz und Gewalt, 5. Auflage, 2012) hat zwar gezeigt, dass es immer auch christliche Kritik an den Attacken gegen Juden gegeben hat, dass sich die Päpste als „Schutzherren“ der Juden gesehen haben und dass in der Theologie weit differenzierter geurteilt worden ist, als es die Pogrome ahnen lassen. Der Nationalsozialismus hat nur deshalb eine so maßlose Vernichtungswut gegen die Juden entfesseln können, weil er im Kern auch antichristlich gewesen ist, so sehr die sogenannten „Deutschen Christen“ Kreuz und Hakenkreuz zu vereinen versucht haben. Aber diese Differenzierung ist kein Trost – für die verfolgten Juden nicht, aber auch für die engagierten Christen nicht. Sie vertieft nur die Notwendigkeit der Umkehr, der Bitte um Vergebung und der Suche nach einem Neuanfang.

Im biblischen Sinn gehören zur Erneuerung das Bekenntnis der eigenen Schuld, die Pflege der Wunden, die den Opfern zugefügt worden sind, der Wille zur Wiedergutmachung und der Vorsatz der Besserung. Zur Erneuerung gehört aber auch die Erinnerung an eine Vergangenheit, eine Berufung, eine Verheißung, die nicht durch Sünde und Schuld kontaminiert ist, sondern Gottesliebe und Friedensarbeit verbindet, im Fall des Judentums: das Bekenntnis zum einen Gott und eine Geschwisterliebe, die durchaus Streit vertragen kann, aber die familiären Bande nicht zerrissen sieht und immer noch einmal die Chance der Versöhnung für größer erachtet als die Auseinandersetzungen um das gemeinsame Erbe, den richtigen Weg in der Gegenwart und die Aussicht auf eine Zukunft im vollendeten Reich Gottes.

Streitfall Emeritus

Wenn der Vorsatz der „Erneuerung“ aus christlicher Sicht sinnvoll ist und Juden glaubwürdig erscheinen soll, muss er wieder und wieder durch Gedanken, Worte und Werke bewahrheitet werden. Es muss aber auch deutlich werden, dass die Orientierung an Jesus, die christliche Lektüre des „Alten Testaments“, der Bibel Israels, der Glaube an die Auferstehung Jesu von den Toten und der Aufbruch der jungen Kirche zur Mission der Völker nicht den Keim eines Krieges mit Juden in sich birgt, sondern Unterschiede macht, die den Glauben an Gott und die Liebe zum Nächsten verbreiten. Im Kern geht es also um die Frage, ob im Herzen der Christologie Zwietracht gesät oder Frieden gestiftet wird.

Die Frage, ob durch eine christologische Abrüstung oder durch eine christologische Vertiefung das christlich-jüdische

Verhältnis von christlicher Seite aus erneuert werden kann, steht im Hintergrund der Auseinandersetzung, die ein programmatischer Artikel von *Joseph Ratzinger/Benedikt XVI.* in der Juli-Ausgabe der Internationalen katholischen Zeitschrift „Communio“ ausgelöst hat. Joseph Ratzinger ist im Thema drin. Er hat als Präfekt der Glaubenskongregation der Päpstlichen Bibelkommission vorgestanden, die 2001 das wichtige Dokument „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ (2001) herausgegeben hat. Kardinal *Kurt Koch*, der als Ökumene-Minister des Papstes auch für die Beziehungen der katholischen Kirche zum Judentum zuständig ist, hat mit ihm über das Thema gesprochen und den Text, der auf den Oktober 2017 datiert ist, gelesen. Er ist zu dem Schluss gelangt, dass er veröffentlicht werden sollte, und hat ihn mit dem Einverständnis des Autors der Zeitschrift angeboten, die Ratzinger mitgegründet hat.

Die Publikation hat ein starkes Echo ausgelöst. Die Kritik überwiegt. Zwei Probleme stehen im Fokus: Kann, darf und soll der emeritierte Papst öffentlich Theologie treiben? Und ist sein Statement wirklich eine Vertiefung des jüdisch-christlichen Dialoges oder eine Erschwernis?

Das erste Problem ist vergleichsweise harmlos. Der Rücktritt von Benedikt am Rosenmontag 2013 war eine kirchenpolitische Sensation. Der hat auch einer Entmythologisierung des Petrusdienstes das Wort geredet. Der Papst ist der Bischof von Rom; jeder Bischof kann zurücktreten, also auch der Papst. Er hat der Kirche einen Dienst zu leisten. Wenn er das – zum Beispiel aus gesundheitlichen Gründen – nicht mehr kann, ist es besser, wenn er einen anderen ans Steuer lässt, als wenn er durch langes Siechtum



Thomas Söding

wurde 1956 geboren und ist Professor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum.

Er ist Berater der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz, Vorsitzender des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses, Mitglied der lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit und ständiger Gast der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland. Er ist Mitherausgeber der Internationalen Katholischen Zeitschrift *Communio*.

die Kirche lähmt und Gefährten aus der zweiten und dritten Reihe die Führung überlässt. Schon bei den Jesus-Büchern war der Autor klug beraten, im Vorwort zu erwähnen, dass er keinen lehramtlichen Anspruch erhebe (2007); noch viel weniger kann dies für eine persönliche Reflexion nach seinem Rücktritt gelten.

Freilich ist die katholische Kirche auf ein solch modernes, theologisch tief verwurzeltes Amtsverständnis nicht gut vorbereitet. Die Befangenheit zeigt sich auch in der angeregten Debatte über die Kleidung des emeritierten Papstes, über die Anrede – und vor allem über die Rolle, die er spielt. Wer ihn je in seinem „Klösterchen“ im Vatikan besucht hat, weiß, dass hier nicht das Epizentrum eines Gegenpapstes zu finden ist, der aus der Deckung heraus Franziskus attackiert. Leider muss man aber den Eindruck gewinnen, dass es Kräfte gibt, die Benedikt instrumentalisieren wollen.

Doch der Text, der jetzt das Licht der Welt erblickt hat, ist am wenigsten geeignet, diese Gerüchte zu befeuern. In „*Evangelii Gaudium*“ hat Franziskus 2013 erklärt: „Als Christen können wir das Judentum nicht als eine fremde Religion ansehen (...) Der Dialog und die Freundschaft mit den Kindern Israels gehören zum Leben der Jünger Jesu. Die Zuneigung, die sich entwickelt hat, lässt uns die schrecklichen Verfolgungen, denen die Juden ausgesetzt waren und sind, aufrichtig und bitter bedauern, besonders, wenn Christen darin verwickelt waren und sind. (...) Gott wirkt weiterhin im Volk des Alten Bundes“ (EG 247–249). Obgleich es klar sei, dass Juden nicht alle christlichen Glaubensüberzeugungen teilen und das Christentum nicht auf die Verkündigung Jesu verzichten könne, bestehe „eine reiche Komplementarität, die uns erlaubt, die Texte der hebräischen Bibel gemeinsam zu lesen“ (EG 250). Jeder dieser Sätze ist durch das Dokument der Päpstlichen Bibelkommission, das Joseph Ratzinger selbst programmatisch eingeleitet hat, gedeckt.

Innerkatholisch ist ein entspannter Umgang mit Ratzinger-Texten angeraten. Auch wer kirchenpolitisch anders als Benedikt XVI. votiert, kann so frei sein, ihre Qualität anzuerkennen; und diejenigen, die mit Franziskus fremdeln, sollen sich nicht hinter Joseph Ratzinger verstecken. Seine Texte, auch jene, die er doppelt ebenso mit „Benedikt“ abzeichnet, sind genau so gut, wie sie sind, und müssen genau so klar kritisiert werden, wie sie Kritik verdienen. Die althergebrachten Autoritätsargumente verfangen ohnedies nicht mehr; wer in der katholischen Kirche das bischöfliche Lehramt innehat, muss allerdings der Verantwortung seiner Sprecherrolle gerecht werden – und darf dann auf eine Resonanz hoffen,

die den Amtsbonus nicht zu negieren braucht, um eine eigene Stimme laut werden zu lassen.

Jeder emeritierte Bischof ist frei, sich zu äußern, wie er will und wie es seiner Rolle entspricht, so auch der Bischof von Rom. Wer in einer Diözese gegen den Nachfolger sticheln würde, bewiese schlechten Stil und hätte meist auch schlechte Karten. Auf der römischen Ebene der Weltkirche gilt dies desto mehr. Aber Benedikt hütet sich, solche Spielchen zu treiben. Vatikanische Kaffeesatzleser mögen ihre Verschwörungstheorien dampfen lassen – wer sich auskennt, weiß, dass professioneller Respekt nicht hundertprozentige Übereinstimmung und kluge Zurückhaltung nicht geheuchelte Freundschaft bedeutet.

Brennpunkt Christologie

Gravierender als die Debatte über die Form ist die Diskussion über den Inhalt des Textes. Auch wenn sein Titel „Gnade und Berufung ohne Reue“, der bei Paulus im Römerbrief abgeschaut ist, die Richtung vorgibt, hat die Diskussion eine andere Wendung genommen. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 8. Juli hat *Christian Rutishauser*, Provinzial der Schweizer Jesuiten, den Ton vorgegeben: „Benedikt XVI. ruft den Juden zu: An Christus führt kein Weg vorbei“. Der Rezensent verkennt nicht starke Seiten des Ratzinger-Artikels; aber er kritisiert, bei Benedikt verkörpere das Judentum in seiner Geschichte nur das „Gericht Gottes“, der Sinai-Bund sei durch den Christus-Bund „ersetzt“, ebenso der Tempelkult durch die Eucharistie. Was Benedikt beschreibe, werde traditionell mit dem Wort „erfüllen“ bezeichnet; es sei kein weiterführender Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog, sondern ein Rückfall auf die Position eines *Augustinus*, der tatsächlich keineswegs einem Antijudaismus frönen wollte, aber die bleibende Bedeutung des Judentums für das Christentum nur darin sehen mochte, eine unerlöste Existenz widerzuspiegeln, auf dass die Gläubigen sich ihrer Gnade freuen sollten.

Walter Homolka, geschäftsführender Direktor der renommierten School of Jewish Theology an der Universität zu Potsdam, hat am 9. Juli aus Anlass eines Festvortrages zum 70-jährigen Jubiläum der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in München laut Medienberichten die These, der Sinai-Bund werde durch den Christus-Bund ersetzt, als eine Quelle des Antisemitismus bezeichnet. In der „Frankfurter Rundschau“ vom 13. Juli titelte der Journalist *Simon Berninger*: „Antisemitismus auf christlicher Grundlage“. Er zitiert neben Homolka auch *Dagmar Mensink* und Rabbiner *Andreas Nachama* vom Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee deutscher Katholiken, die als Kernbotschaft des Artikels erkennen: „Heil gibt

es ausschließlich durch Jesus Christus“, womit dem jüdisch-christlichen Dialog ein Bärendienst erwiesen werde.

Das Präsidium des Deutsche Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit hat sich in einer Erklärung irritiert gezeigt, dass Kardinal Koch den Text, der ohne Diskussion der jüdischen Theologie auskomme, nicht deutlich auf den gegenwärtigen Stand des Dialoges bezogen habe und ihm vorgehalten, durch die Publikation eine unnötige Diskussion vom Zaun zu brechen.

In der Kritik wiederholt sich eine Kontroverse, die Benedikts Entscheidung ausgelöst hatte, für die außerordentliche Form des Römischen Ritus eine eigene Karfreitagsbitte „für die Juden“ zu formulieren. Bekanntlich spricht der alte Ritus die „untreuen (perfiden) Juden“ an. In der Debatte (Homolka und *Erich Zenger* [Hg.], „... damit sie Christus erkennen ...“, 2008) ist damals nicht betont worden, dass Benedikt an dieser einzigen Stelle den Traditionalisten die Auflage einer Veränderung der tridentischen Liturgie macht, um deren Antijudaismus die Spitze zu nehmen, sondern dass er, anstatt die Bitte des nachkonziliaren Messbuches aufzunehmen, dass Gott „sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen“ bewahre, „damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluss sie führen will“, vorformuliert habe: „dass sie Jesus Christus als den Retter aller Menschen erkennen“ – was einer Einladung zu christlicher Judenmission gleichkomme.

Die heftige Diskussion des Communio-Artikels spiegelt die Brisanz des Themas wider. Es kann kein Zweifel sein, dass es antijüdisch wäre, den Sinai-Bund durch den Christus-Bund ersetzt zu sehen und Judenmission betreiben oder vorbereiten zu wollen. Es kann auch kein Zweifel sein, dass auch jede Christologie, die exklusivistisch ist, dem Judentum die Luft zum Atmen nehmen würde. Es steht nur im Zweifel, dass Ratzinger in diese Richtung argumentiert.

Problemfeld Ekklesiologie

Die Expertise, die der emeritierte Pontifex vorlegt, dient einer innerkatholischen Verständigung. Diese Adresse schließt andere Beobachter und Kommentatoren

keineswegs aus. Aber sie kann erklären, dass Ratzinger ausschließlich Positionen in der eigenen Kirche reflektiert und im gesamten Text kein – wenn auch nur literarisches – Gespräch mit Juden führt. Anders hat er es in seinem Jesus-Buch mit dem berühmten New Yorker Judisten *Jacob Neusner* gehalten, dem er abnimmt, dass es theologische Gründe aus dem Judesein selbst heraus gibt, nicht erst den kirchlichen Christusglauben, sondern auch die in den Evangelien tradierte Verkündigung Jesu abzulehnen, weil sie die Einheit von Volk, Familie, Land und Gesetz auflöse und einen Menschen so sprechen lasse, wie nur Gott reden könne. Im Jesus-Buch hat der Autor klargestellt, dass es eine Frage des Glaubens ist, in Jesus das Wort Gottes selbst zu sehen und zu hören, das er nicht nur verkündet, sondern geradezu verkörpert.

Im Communio-Artikel verzichtet er jetzt auch auf die sonst von ihm oft geübte Kritik an einer liberalen evangelischen Theologie, wie sie *Adolf von Harnack* mit seinem Plädoyer zur Abschaffung des Alten Testaments im evangelischen Kirchentum und seinen Erwägungen zur christlichen Befreiung von der „Gesetzlichkeit“ des Judentums vertritt (*Das Wesen des Christentums*, 1900). Er konzentriert sich demgegenüber auf zwei Eckpunkte der katholischen Neubesinnung. Der eine ist die Ablehnung einer Substitutionsekklesiologie, der zufolge die Kirche das „wahre Israel“ sei oder was dergleichen Attribute bis weit ins 20. Jahrhundert hinein der christlichen Theologie wie selbstverständlich schienen, während Israel wegen der Ablehnung Jesu nicht mehr das auserwählte Volk sei. Der andere ist die Rede vom „ungekündigten Bund“, die durch *Johannes Paul II.* zu einem Charakteristikum der erneuerten christlichen Israel-Theologie geworden ist.

Die Argumentation ist heikel: Er stimmt der Intention beider Formeln ausdrücklich zu. Aber er kritisiert die Ausdrucksweise. Er will verdeutlichen, versachlichen und vertiefen. Er will der Tradition gerecht werden, die differenzierter gewesen sei, als sie oft dargestellt werde, und er will der Heiligen Schrift des Alten wie des Neuen Testaments gerecht werden, deren Sprache hier präziser als die der gegenwärtigen Theologie sei.

Die Intention dieser Differenzierung ist eindeutig. Sie soll den jüdisch-christlichen Dialog nicht konterkarieren, sondern zeigen, wie tief die Erneuerung in der Schrift und in der Tradition begründet ist, ohne dass jüdisch-christliche Unterschiede verwischt würden. Diese Absicht ist in einer Zeit, da der Antisemitismus wächst und in der Generationenfolge der Theologie die interkulturelle Verständigung inspirierender zu werden scheint als die jüdisch-christliche Gesprächskultur, von großer Bedeutung.

Der emeritierte Papst betont, dass auch für die antike und die mittelalterliche Kirche das Judentum nie eine Religion wie jede andere gewesen sei, sondern schon wegen der Heiligen Schrift und wegen der von Paulus ausgedrückten Glaubensgewissheit, ganz Israel werde gerettet werden (Röm 11,26), eine besondere Stellung eingenommen habe. Das sachliche Recht dieses Hinweises ist nicht zu leugnen. Freilich müsste hinzugesagt werden, dass dies keine positive Theologie des Judentums begründet, sondern lediglich Antijudaismus begrenzt hat. Aus diesem Grund hat „*Nostra Aetate*“, das große Dokument des Konzils, das eine Neubewertung des Judentums eingeleitet hat, im Israelkapitel keine einzige Traditionsautorität angeführt, sondern nur das Neue Testament zitiert, vor allem Paulus. Wenn also die Erneuerung der christlichen Israel-Theologie eine „Hermeneutik der Reform“ unter Beweis stellen soll, die Benedikt XVI. gegen eine Hermeneutik „des Bruchs“ geltend gemacht hat, muss der Weg der Umkehr *back to the roots* gehen: zu den neutestamentlichen Zeugen selbst, die ihrerseits jüdisch waren und ihren Christusglauben nie als Abkehr von ihrem Judentum betrachtet haben.

Der Autor begnügt sich nicht mit der Feststellung, dass die Tradition differenzierter ist, als sie oft hingestellt wird, er diskutiert an den Themen Kult, Tora, Messias und Land, was der Sache nach in Rede steht, wenn eine unterstellte Substitutionsekklesiologie kritisiert wird. Seine Antwort ist differenziert. Die Ethik der Tora sei schlicht gültig für das Christentum, wie der Bergpredigt zu entnehmen sei. Die Landverheißung werde spiritualisiert, was der Hebräerbrief reflektiere; deshalb sei die Gründung des Staates Israel eine politische, aber keine heils-

geschichtliche Notwendigkeit. Die Reinheits- und Speisevorschriften, das Beschneidungsgebot und die Sabbatpraxis hätten – wie die heutige Exegese ausführte – der Identität Israels in der Vielfalt der Völker gedient, während der christliche Missionserfolg unter den „Heiden“ nur durch die „Aufhebung“ dieser Gebote zu erklären sei. Der Messiasglaube bleibe das Unterscheidende – wobei für das Christentum wesentlich sei, die messianischen Verheißungen des Alten Testaments als den Raum des Verstehens auszuleuchten, ohne zu übersehen, dass Jesus sich keineswegs einfach als Messias in Szene gesetzt, sondern die prägenden Messiasbilder seiner Zeit, ohne sie zu verwerfen, immer auch kritisch gesehen habe.

Der Hotspot ist die Kulttheologie. Im *Communio*-Aufsatz verfolgt der Autor ein ähnliches typologisches Denken wie in seinem Buch „Der Geist der Liturgie“ (2000). Danach wird das Tempelopfer nicht durch die Eucharistie ersetzt; vielmehr geschieht eine liturgische Transformation, die den Opfercharakter der Eucharistie festhält und das Ein-für-alles-Mal des Kreuzesopfers Jesu vergegenwärtigt. „Für Christen“, erklärt er, gibt es „in der Tat keine ‚Substitution‘, sondern ein Unterwegssein, das schließlich eine einzige Realität wird“. Freilich fügt er dann an, dass die Tieropfer „notwendig“ verschwänden und dass „an deren Stelle (‚Substitution‘) die Eucharistie“ träte. Diese Formulierung lädt zu Missverständnissen geradezu ein, kann aber nicht verkennen lassen, dass der Autor eschatologisch denkt und an dieser Stelle nicht noch einmal einholt, was im Judentum als „Opfer des Lobes“ (Ps 50,23; Hebr 13,15) gefeiert wird, bis heute.

Baustelle Bund

Eine vergleichbare Dialektik wie beim Kult verfolgt der *Communio*-Aufsatz auch beim Thema Bund. An keiner Stelle wird von einer Ersetzung des Sinai-Bundes durch den Christus-Bund gesprochen. Das Wort „Christus-Bund“ taucht gar nicht auf. Die Pointe seiner Ausführung ist vielmehr, dass einerseits der Sinai-Bund „seinem Wesen nach immer schon Verheißung“ gewesen ist und dass andererseits der „neue Bund“ fest in der prophetischen Theologie verankert sei. In den neuen Kommentaren zum Buch Exodus von *Christoph Doh-*

men (zwei Bände, 2004 und 2015) und zum Buch Jeremia von *Georg Fischer* (zwei Bände, 2005) liest man es nicht anders. In diese Spannung schreibt er den Neuen Bund ein, den nach dem Neuen Testament und besonders der Abendmahlstradition Jesus mit der Hingabe seines Lebens gestiftet hat. Von einer „Ersetzung“ ist im gesamten Text nie die Rede – außer im Aufweis einer traditionellen Fehldeutung des Winzergleichnisses, das angeblich die „Verwerfung“ Israels lehre.

Ratzinger fragt allerdings, wie präzise die Rede vom „ungekündigten Bund“ sei, die Johannes Paul II. 1980 in Mainz geprägt und berühmt gemacht hat. Tatsächlich entspricht die Formulierung nicht der biblischen Quellsprache – aber in der Reflexionssprache ist ihre Intention und Wirkung doch unzweideutig. Der Autor gesteht dies auch zu. Er macht aber geltend, dass es erstens keine einheitliche Bundestheologie im Alten Testament gebe, sondern viele Bundesschlüsse (vgl. Röm 9,4), und dass zweitens jeder Bund von den Menschen gebrochen worden sei, während Gott treu bleibe. Ohne ihn zu zitieren, greift er damit auf, was *Walter Groß* schon früh geltend gemacht hat (*Zukunft für Israel*, 1998).

Mithin lautet die entscheidende Frage, ob die Art, wie sich Jesus auf die Bundesverheißung Israels bezogen hat, vereinnahmend oder befreiend ist, für Juden wie für seine Jünger und später die Christen. In seinem Artikel spricht der emeritierte Papst von einer „Umstiftung des Sinai-Bundes in den neuen Bund im Blute Jesu“. Diese Formulierung (die nicht biblisch ist) mag die Kritik ausgelöst haben. Aber der Satz lautet dann weiter, dass er dadurch „dem Bund eine neue und für immer gültige Gestalt“ gegeben habe. Damit ist die Frage gestellt, wie Israel und die Kirche in diesem Bund ihren Weg gehen. Oder anders formuliert: Wenn Christen beim Glauben bleiben, dass Jesus der Stifter des verheißenen Neuen Bundes ist: wie sehen sie dann die Juden, die nicht an Jesus glauben?

In der christlichen Israel-Theologie gibt es drei Dollpunkte: das Bekenntnis zur gemeinsamen Vergangenheit, die Hoffnung auf die gemeinsame Zukunft und die Anerkennung eines Dissenses in der Gegenwart. Der erste Punkt ist

in der christlichen Theologie seit der Zurückweisung *Markions* kaum je in Frage gestellt worden. Der dritte Punkt ist zwar immer wieder einmal durch Phantasien finaler Missionserfolge verunklart worden; aber Paulus spricht ja von der Rettung „ganz“ Israels und kann deshalb nur auf ein eschatologisches Handeln Gottes blicken. Der *Communio*-Artikel ist an beiden Stellen ganz klar. Das Alte Testament ist der gemeinsame Text, der unterschiedlich gelesen wird; das Reich Gottes ist die gemeinsame Hoffnung, deren Erfüllung Gott anvertraut ist. Judenmission ist noch nicht einmal ein Thema im Ratzinger-Benedikt-Beitrag.

Am schwersten fällt der christlichen Theologie von Anfang an die Anerkennung, dass Juden aus „Eifer für Gott“, wie Paulus schreibt (Röm 10,2), nein zu Jesus sagen. Auch der *Communio*-Artikel ist an dieser Stelle zurückhaltend. In einem früheren Beitrag hatte Joseph Ratzinger den Juden eine eigene „Sendung“ in der Zeit zuerkannt (Kirche – Zeichen unter den Völkern, *Gesammelte Werke*, 2010, II, 1130). Das Stichwort greift er in seinem neuen Beitrag auf, bezieht es aber nur auf die Existenz Israels unter den Völkern in der Diaspora. Das ist ein theologischer Topos, der ausgebaut werden muss, wenn von einem echten jüdisch-christlichen Dialog die Rede sein soll.

Zum Schluss seines Beitrages überlegt der Autor, welche Sprache von christlicher Seite aus gewählt werden solle, um das Verhältnis zu den Juden zu beschreiben. Er kommt auf die Paulus-Tradition zurück. „Reuelos (unwiderruflich) sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ (Röm 11,29). Auf diesen Schluss hin ist der gesamte Artikel geschrieben worden, von ihm her soll er gelesen werden und deshalb nicht als Irritation, sondern als Inspiration des jüdisch-christlichen Gesprächs dienen. Laut Kardinal Koch und dem Schriftleiter der „*Communio*“, *Jan-Heiner Tück*, zielt die Publikation genau auf diesen Effekt. Hoffentlich wird das Ziel in der Rezeption nicht verfehlt. ■

Weitere Artikel zum Thema finden Sie in unserem Dossier „Zukunft des jüdisch-christlichen Dialogs“ auf www.herder-korrespondenz.de.